

## 7. Sekundärliteratur

### Zehn Jahre Zögling der Waisenanstalt in den Franckeschen Stiftungen. (Oktober 1841 bis März 1852).

Schmidt, Karl Wilhelm

Halle (Saale), 1898

#### I. Eintritt in die Anstalt.

---

##### **Nutzungsbedingungen**

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle ([studienzentrum@francke-halle.de](mailto:studienzentrum@francke-halle.de))

##### **Terms of use**

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle ([studienzentrum@francke-halle.de](mailto:studienzentrum@francke-halle.de))

## I.

### Eintritt in die Anstalt.

In einem der letzten Septemberabende des Jahres 1841 stand ich, ein Knabe von zehn Jahren, zitternd vor Erregung in dem finstern Hausflur eines Nachbarhauses. In dem anstoßenden Zimmer, aus dem dumpfes Stimmengewirr an mein Ohr drang, befand sich ein seit mehreren Tagen hier zum Besuch weilender Zögling des Hallischen Waisenhauses, und diesem sollte ich, bestimmt, in wenigen Tagen ebenfalls unter die Zöglinge der gedachten Anstalt aufgenommen zu werden, heute vorgestellt werden. Für mich, den schüchternen Knaben, war der Unbekannte, der etwa fünf Jahre älter als ich sein sollte, ein Gegenstand scheuer Verehrung, und zwar um so mehr, als meine Phantasie seit langem unausgesetzt beschäftigt war, von dem Hallischen Waisenhause, in das ich aus beschränkten kleinstädtischen Verhältnissen eintreten sollte, sich die wunderbarsten Vorstellungen zu machen. So zögerte ich denn in begreiflicher Erregung mit dem Eintritt in das Zimmer, in dem ich eine so hochwichtige Bekanntschaft machen sollte, hätte auch vielleicht das Antichambrieren noch eine Weile fortgesetzt, wenn nicht ein plötzliches Öffnen der Thür dem in banger Erwartung draußen Harrenden Erlösung gebracht hätte.

Schmidt, Zehn Jahre Zögling.

„Sieh', da bist du ja!“ hieß es. „Nur immer herein. Eugen heißt nicht! Wir sprachen übrigens eben von dir und haben dich schon lange erwartet. Eugen, hier ist der künftige Hallenser!“

Mit diesen Worten wurde ich in das Zimmer geschoben und dicht vor die gewichtige Person hingestellt, die nicht, wie ich erwartet hatte, in der Waisenuniform, sondern in einen bequemen Schlafrock gehüllt, in zugleich nachlässiger und selbstbewußter Haltung auf dem Sofa saß und den Eingetretenen mit herablassender, doch nicht unfreundlicher Miene musterte und dann folgende Worte hervorsprudelte:

„Also, Knirps“, — beiläufig gesagt, war ich für mein Alter schon leidlich groß — „du willst auch auf die Orphanage? Weißt du auch, was dort deiner wartet? Hast du einen guten Magen und ein hartes Fell? Kannst du Flintensteine essen? Kannst da auf Reibeisen schlafen? Hast du auch ein gutes Gedächtnis? Du mußt nämlich alle Gesetze — und es sind infam viele — gleich am ersten Tage wörtlich auswendig lernen, sonst giebt's Hiebe! Na, ich gratuliere zum Anfang!“

Ich hörte verblüfft und entsetzt diese Angeheuerlichkeiten an, während alle anderen Anwesenden in ein lautes Lachen ausbrachen.

„Und nun komm' einmal näher, Söhnchen; wir wollen sehen, wie es mit den Kräften steht“, fuhr Eugen fort. Dabei drückte er mir die Armmuskeln so heftig, daß ich nur mit Mühe einen Aufschrei des Schmerzes unterdrückte.“

„Sieht noch sehr windig mit den Muskeln aus“, sagte er bedenklich; „das wird aber anders werden, wenn du erst turnen lernst. Weißt du, was turnen ist?“

Ich schüttelte mit dem Kopfe. Das Turnen, das man in oberen Regionen lange Zeit mit Mißgunst angesehen hatte, weil es demokratische Gesinnung fördern sollte, war damals erst an wenigen Lehranstalten, zu denen das Hallische Waisenhaus gehörte, wieder als Lehrgegenstand eingeführt.

Nun folgte eine begeisterte Lobrede auf die edle Turnkunst und eine eingehende Beschreibung ihrer einzelnen Bethätigungen, die ich aufmerksam, aber ohne eigentliches Verständniß anhörte.

„Hast du schon Latein gehabt?“ fuhr mein neuer Kamerad fort.

Ich verneinte.

„Das ist schade. Dann kommst du auf die deutsche Orphanage, und dann kann ich dich nicht unter meine Zittige nehmen. Denn wir Lateiner haben mit den deutschen Bengeln keine Berührung. Ihr wohnt auch getrennt von uns.“

Mein Gesicht mußte bei dieser unerfreulichen Eröffnung wohl den Ausdruck der Bekümmernis angenommen haben; deshalb fuhr mein Gönner im Tone des Bedauerns fort: „Na, sei darum nicht bange, Söhnchen. Sehen werde ich dich ja wohl dann und wann. Aber, sage einmal, du siehst mir gerade so aus, als ob du schauerliches Heimweh kriegen würdest. Hast du schon einmal Heimweh gehabt?“

Ich konnte mir damals noch keine Vorstellung machen von diesem peinvollen Gemütsleiden, da ich bis dahin von meiner Mutter noch keine Nacht getrennt gewesen und kaum noch über das Weichbild meiner Vaterstadt hinausgekommen war.

Mein Gönner lachte, als ich ihm dies mittheilte.

„Um so schlimmer!“ meinte er. „Dann kommt das Heimweh um so toller.“

Der folgende Tag war ein Sonntag, und mein neuer Kamerad hatte mich für den Nachmittag zu einem Spaziergange aufgefordert. Wir verließen die Stadt und traten in den nahegelegenen herrlichen Laubwald ein, den wir ohne Rücksicht auf Weg und Steg durchwanderten, wobei Eugen sich eingehend über die Leiden und Freuden des Waisenhauslebens verbreitete, und, jedenfalls Wahrheit und Dichtung stark miteinander vermischend, eine Fülle von Einzelheiten aus dem Leben in der Anstalt erzählte, die dem Neuling nicht immer ermutigend klangen, aber meine schon ohnehin erhitze Phantasie nur noch wilder erregten, übrigens auch meine Bewunderung für den greiftenen und erfahreneren Gefährten mehr und mehr steigerten. Ich fand es auch ganz in der Ordnung, daß dieser anfing, sein Übergewicht über mich geltend zu machen und ein bißchen den Tyrannen zu spielen, indem er plötzlich mir ein Bein stellte, so daß ich tüchtig auf die Nase fiel, worüber er in ein lautes Lachen ausbrach. Auch bombardierte er mich mit Eicheln und Schlehen, zwang mich auch, von dieser letzteren sauren Frucht eine Handvoll hinunterzuwürgen

und ergözte sich an den Gesichtern, die ich dabei schnitt.

Plötzlich wurde er wieder ernst, blieb stehen und holte aus seiner Rocktasche ein bedrucktes Blatt Papier hervor, dessen Schrift er mir zu lesen befahl. Ich begann zu lesen:

„Sie sollen ihn nicht haben,  
Den freien, deutschen Rhein usw.“

„Kennst du das Lied?“ fragte er.

Ich verneinte.

„Nicht? Dann weißt du wohl auch nicht, daß wir beinahe wieder mit den Franzmännern Keilerei gekriegt hätten? Die verwünschten Kanailen haben die Hiebe, die sie anno 1815 vom alten Blücher erhalten haben, schon wieder vergessen, fangen wieder an sich maufsig zu machen, kriegen wieder Appetit auf unsern schönen Rhein. Und von dem allen weißt du nichts? Ihr seid ja hier in eurem Krähwinkel schrecklich zurück, und es ist die höchste Zeit, daß man dir ein bißchen Weltbildung eintrichtert. Das Rheinlied mußt du auf der Stelle lernen. Jeder brave Orphanus muß es kennen.“

Und ehe wir den Wald wieder verließen, hatte ich mir denn auch Text und Melodie jenes berühmten Liedes, das der rasch vorübergegangenen patriotischen Aufwallung jener Zeit seinen Ursprung verdankt, für alle Zeit fest und sicher eingeprägt. Und während wir das patriotische Lied in den stillen Abend hinein klingen ließen, wobei mein gerade am Stimmbruch leidender Gefährte zu meinem Diskant mit etwas ungefügigem Tone die zweite

Stimme sang, flüsterte es über uns in dem dichten Gezweig der gewaltigen Eichen, rauschte neben uns der klare Bach, führten um uns die Mücken ihre zierlichen Tänze aus, als ob unsere begeisterte Sangeslust ihren leichten Zügürchen in gesteigertem Maße Schwung und Kraft verliehe. Dämmerung senkte sich auf Wald und Flur hernieder, die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zitterten noch in den Wipfeln der alten Baumriesen, als wir aus dem Walde traten und beschleunigten Fußes den Heimweg antraten. Für mich aber ist das Rheinlied mit der Erinnerung an jenen köstlichen Septemberabend aufs innigste verflochten geblieben.

Ein paar Tage später sollte nach Halle aufgebrochen werden. Am Abend vor der Abreise machte meine Mutter mit mir Abschiedsbesuche bei befreundeten Familien. Ich gestehe, daß mir von niemandem das Scheiden besonders schwer wurde; denn ich war wie ein im Traum Wandelnder, meine Seele war so ganz gefüllt von dem Gedanken an das neue Leben, das nun für mich beginnen sollte. Eugen, mit dem ich in den letzten Tagen unausgesetzt verkehrt hatte, blieb noch zurück, da seine Ferien noch nicht zu Ende waren.

Es war noch stockfinstere Nacht, als ich am nächsten Morgen in Begleitung meiner Mutter durch die völlig unbeleuchteten Straßen nach der Poststation schritt. Denn die Postkutsche, die uns zur nächsten Eisenbahnstation entführen sollte, fuhr zu sehr früher Stunde ab. Der Postmeister, ein mir wohlbekannter freundlicher alter Herr, klopfte mir zum Abschied wohlwollend auf die

Schulter und sagte: „Na, mein Junge, du willst also nach Halle. Paß 'mal auf, du wirst dort groß und stark werden; denn das Hallische Wasser mästet.“

Nach einstündiger Fahrt in dem wackeligen Gefährt, dessen einzige Insassen meine Mutter und ich waren, erreichten wir die Eisenbahnstation. Mit Staunen erblickte ich hier zum erstenmal in meinem Leben das schraubende Dampfroß. Wie ein Wunder erschien es mir, daß dieses eiserne Ungetüm vermöge einer mir unsichtbaren und unerklärlichen Kraft dahinvollte.

Das Eisenbahnwesen stand damals noch in den Kinderschuhen, und die Magdeburg-Leipziger Eisenbahn, auf der wir eine Strecke zurückzulegen hatten, war zur Zeit noch die einzige in der Provinz. Die Eisenbahnzüge befolgten noch redlich den Grundsatz: „Eile mit Weile!“ Es gab keine Schnellzüge, keine Nachtzüge, keine Rückfahrkarten, keine überdachten Bahnsteige, kurz von allen den zahlreichen der Bequemlichkeit des Reisens dienenden Einrichtungen der Jetztzeit war noch keine Spur vorhanden. Besonders bemerkenswert war, daß die dritte Wagenklasse — eine vierte bestand noch nicht — ihren Insassen den Genuß gewährte, den blauen Himmel über sich zu bewundern. Da nun aber auch damals der Himmel keineswegs immer blaute, so empfahl sich für die dritter Güte Fahrenden unter allen Umständen die Mitnahme eines Regenschirmes. Kam dann während der Fahrt ein tüchtiger Guß, so gelangte man nebenbei noch ohne eigenes Zutun zu dem Genuß eines Fußbades, da das auf dem Boden des Wagens angesammelte Regen-

wasser keinen genügenden Abfluß fand und sich oft recht hoch staute. Die Fahrscheine ferner bestanden in einem umfanglichen dünnen Papierlappen mit einem Coupon, den der Schaffner abzutrennen hatte. Der Schein belehrte in elf darauf gedruckten Paragraphen, deren letzter lautete: „Hunde dürfen überall nicht mitgenommen werden“, den Reisenden mit rührender Gewissenhaftigkeit über seine Rechte und Pflichten.

Nach kurzer Eisenbahnfahrt erreichten wir Halle. Diese Stadt, die seitdem fast um das Vierfache ihrer damaligen Größe angewachsen ist, machte auf mich, der ich noch nie eine größere Stadt gesehen hatte, einen mächtigen Eindruck. Namentlich fesselten mein Auge die schlanken, wolkenstürmenden blauen Türme und der in wuchtiger Masse sich erhebende, jenen benachbarte rote Turm. Trotz der vorausgegangenen Belehrung hatte ich bis dahin von dem Umfang und äußern Aufbau der Grandesehen Stiftungen noch eine sehr unvollkommene Vorstellung. Um so überraschender war für mich der Anblick des ehrwürdigen Vordergebäudes mit seiner mächtigen Freitreppe, seinen vielen Fenstern und der in goldenen Lettern an seinem Frontispice prangenden biblischen Inschrift. Noch überwältigender aber war die Wirkung, die der erste Blick von dem Innern des Vordergebäudes über den Vorderhof hin bis zum Denkmal des Stifters an dessen äußerstem Ende auf mich ausübte. Zugleich begann aber auch der Anblick dieser hohen Häuser, in denen ich nun dauernd wohnen sollte, auf mich einen beklemmenden Eindruck zu machen. Ich kam mir so klein und so fremd

in dieser großartigen Umgebung vor; ein seltsames, bisher ungekanntes Gefühl der Beängstigung und Gedrücktheit kam über mich; es war die erste Anwandlung des Heimwehs.

Unser erster Gang galt dem Inspektor der Waisenanstalt. Mit Zittern und Zagen trat ich vor diese wichtige Persönlichkeit. Doch verlor sich bald alle Ängstlichkeit, als ich das gutmütige, obwohl unschöne und kupferfarbige Gesicht des Waisenvaters mir freundlich zugewandt sah und die folgenden im breitesten Thüringer Dialekt geäußerten gütigen Worte vernahm: „Na, mein Sohn, ich freie mich, dich zu sehen. Mache mer nur kein trauriges Gesicht; es wird dir schon bei uns gefallen, und du wirst in mir einen zweiten Vater finden. Sei mer nur fleißig und ordentlich, und mache mer deiner teuren Mutter Freude!“ Dabei lachte er mit dem ganzen Gesicht, nickte mir freundlich zu und schüttelte mir kräftig die Hand. Die häufige Anwendung des ethischen Dativs besonders in der dialektischen Form „mer“ wirkte auf mich besonders vertrauenerweckend. Zuletzt händigte er mir ein Exemplar der Hausgesetze ein, die er mir fleißig zu studieren empfahl; dann entließ er uns unter erneuerten Zeichen des Wohlwollens.

Nahm ich von dem ersten Zusammentreffen mit dem Waisenvater einen günstigen Eindruck mit, so war dies nicht minder der Fall bei der Vorstellung vor dem Inspektionslehrer, dem unser zweiter Gang galt. Da ich keinen Brocken Latein kannte, so war ich, wie dies schon Freund Eugen vorausgesagt hatte, von dem Inspektor

für den Eintritt in die deutsche Schule bestimmt worden und sollte deshalb in die Waisenanstalt niederer Ordnung eintreten. Die besondere Leitung und Überwachung der beiden getrennten Waisenanstalten, von denen die höhere nur Schüler der Lateinischen Hauptschule und der Realschule, die niedere nur Schüler der deutschen Schule (Bürgerschule) umfaßte, war je zwei Lehrern der betreffenden Schulanstalten anvertraut, welche wöchentlich abwechselnd den Aufsichtsdienst versahen. Die beiden zusammengehörigen Aufsichtslehrer hatten damals ein gemeinsames Wohnzimmer dicht neben ihren Zöglingen und schliefen auch unter ihnen auf dem gemeinsamen Schlafsaale. Der diensthabende Aufsichtslehrer oder, wie er damals offiziell hieß, der wochhabende Spezialaufseher, dem wir uns nunmehr vorzustellen hatten, ein Herr N., war ein kleines, grauhaariges, etwas verwachsenes Männchen. Er trug einen stark abgenutzten grauen Anzug und hielt eine lange Pfeife in der Hand, von der er sich nicht trennen zu können schien. Das Zimmer war äußerst einfach möbliert und voll Tabaksrauch. Auch dieser Würdenträger empfing uns höchst freundlich. Seine ganze Persönlichkeit erweckte mein volles Zutrauen. Wohlthuend wirkte besonders seine geßfentliche Hervorhebung der Lichtseiten meiner neuen Stellung; ich fühlte dankbar heraus, daß er mir Mut machen wollte, merkte aber auch schon, daß des Neulings manche Widervärtigkeiten warteten, und daß überhaupt hier nicht alles so golden sei, wie ich anfänglich geträumt hatte. Ich erfuhr auch, daß jeder Neuling seine ersten Ferien in der Anstalt verbrin-

gen müsse; doch meinte Herr N., daß gerade die Weihnachtsferien für die Zöglinge, die übrigens auch zum Weihnachtsfeste aus Anstaltsmitteln beschenkt würden, sich ganz angenehm gestalteten.

Da meine Mutter ihre Rückfahrt erst in einer späten Nachmittagsstunde anzutreten brauchte, erhielt ich bis zu dieser Zeit Urlaub, und wir nahmen nun die Gelegenheit wahr, uns die Stadt etwas genauer anzusehen. Aber obwohl das viele Neue und Sehenswerte, das sich nun meinem Auge bot, den jugendlichen Geist wohl beschäftigen und zerstreuen konnte, so vermochte es doch nicht, das trübe Gefühl, das mich zu beherrschen angefangen hatte, zu verschleichen. So lange ich freilich meine Mutter zur Seite hatte, war ich stark genug, die Thränen, die mir oft genug in die Augen treten wollten, zurückzudrängen. Als aber dann, nachdem wir in die Anstalt zu Herrn N. zurückgekehrt waren, meine Mutter von mir Abschied nahm, da brach das Heimweh mit voller Gewalt hervor. Schluchzend stürzte ich ihr, die von der Thür aus mir noch einmal znickte, nach; es schien mir unmöglich, mich von ihr zu trennen und allein in der öden Fremde zurückzubleiben.

Herr N., der dergleichen Scenen schon viele erlebt haben mochte, bemühte sich in rührender Weise, mich aufzurichten und zu zerstreuen, indem er allerlei Tröstliches aus dem Leben der Anstalt erzählte und mich durch mancherlei Fragen auf andere Gedanken zu bringen suchte. Er behielt mich wohl noch eine halbe Stunde bei sich, und wenn auch am Ende dieser Zeit meine Augen noch

thränten, so hatte sicher hieran auch der reizende Tabaksqualm, der das Zimmer füllte, seinen Anteil.

Inzwischen war es dunkel geworden, und jetzt entließ mich Herr N. mit dem Bedenken, daß es bald Zeit zum Abendessen sei, indem er mich in das anstoßende Zimmer — die damalige sogenannte große Waisenklasse — treten ließ. Hier fand ich nur wenige Zöglinge anwesend; die meisten waren von der Ferienreise noch nicht zurückgekehrt. Der mächtige Raum war ohne Beleuchtung; ich unterschied darin vier lange, schwarze Tische und auf denselben in ziemlich regelmäßigen Abständen eigentümliche kegelförmige, dreifach geferbte Erhöhungen. Sie hatten das Aussehen von drei übereinander geschichteten Käsen, und dafür hielt ich sie anfänglich auch wirklich in der Meinung, es sei dies ein Teil der angekündigten, aber noch nicht vollständig aufgetragenen Abendkost. Als aber endlich Licht gebracht wurde, erkannte ich in den sonderbaren Gebilden, die meinen Appetit gereizt hatten, sehr unappetitliche riesige hölzerne Tintenfaßständer mit in der Mitte eingelassenen Tintenfassern. Die doppelte Wahnvorstellung, daß das Essen hier in den Wohnräumen stattfinde, und daß man den Waisenkindern zur Abendkost Käse in so verschwenderischer Fülle vorsetze, wurde mir sehr bald genommen. Denn jetzt vernahm ich von unten her ein eigenartiges, aus abwechselnd drei rhytmisch geordneten Schlägen bestehendes Glockenzeichen, das die anwesenden Zöglinge mit den Worten begleiteten: „Thomas schnappt! Eins, zwei, drei!“ Sie erklärten mir auch, daß der Urheber dieses Glockenzeichens

le

der Pförtner Thomas sei, und daß ihm keiner dieses kunstvolle „Schnappen“, das ihm auch den Spitznamen „der Schnapper“ eingetragen habe, nachmachen könne. Diese Behauptung habe ich später bewahrheitet gefunden; denn wenn einmal ein anderer den Pförtnerdienst versah, so war dies sofort aus der unvollkommeneren Art des „Schnappens“ zu erkennen. Das damalige „Schnappen“ war übrigens der Ruf zum Abendessen, welches, wie ich erst jetzt erfuhr, in dem großen, auf der anderen Seite des Vorderhofes gelegenen Speisesaale eingenommen wurde. Von Käse war dabei freilich keine Rede; es gab eine magere, kräftig schmeckende Kartoffelsuppe und dazu das regelrecht keilförmig geschnittene Stück Brot, welches, wie mich schon Freund Eugen belehrt hatte, den seltsamen Namen „Gaul“ führte. Beiläufig sei erwähnt, daß der andere herkömmliche Name für die gelieferte Brotportion, „Extrakeil“, damals nur noch wenig im Gebrauch war und später ganz abgekommen ist. Ihren Ursprung verdankt diese sonderbare Bezeichnung dem Umstand, daß Francke eine Zeitlang neben dem regelmäßigen Mittagstisch für Schüler und Studierende noch einen besonderen Tisch (Extratisch) eingerichtet hatte, an dem es mithin Extraportionen und Extrabrotstücken gab.

Um neun Uhr schloß mein erster Tag im Hallischen Waisenhaus ab. Ein paar Thränen flossen noch auf das harte und rauhe Lager, das Freund Eugen etwas kühn mit einem Reibeisen verglichen hatte; doch bald forderte die von den Aufregungen des Tages erschöpfte Natur ihr Recht, und ich sank in einen erquickenden Schlaf.

Das neblige, düstere Wetter, mit dem der folgende Tag anbrach, war nicht geeignet, die schwermütigen Gedanken und Empfindungen, die sich bei mir sofort nach dem Erwachen wieder einfanden, zu zerstreuen. Noch waren die für die Ferien beurlaubten Zöglinge nicht zurückgekehrt, weshalb es auf den Waisentuben, die zur Zeit nur von den wenigen während der Ferien in der Anstalt zurückgebliebenen und von den eben neu eingetretenen Zöglingen bewohnt wurden, noch ziemlich still zuing. Mir war vorläufig ein Platz auf der sogenannten „Sittenklasse“ angewiesen, und hier fand ich am Morgen dieses Tages einen anderen Knaben, der unausgesetzt vom Fenster aus, das bei der hohen, freien Lage der Anstalt einen Überblick über die Stadt und einen Teil des Vorlandes gestattete, nach der den Horizont bildenden Döläuer Heide das bethrante Auge gerichtet hielt. „Also ein Leidensgefährte!“ mutmaßte ich, und so war es auch. Er war ein Döläuer Kind, und vielleicht gerade das Gefühl der Nähe seines Heimatdorfes, das er hinter jenem Walde wußte, mochte das Heimweh bei ihm noch steigern. Ich schloß mich ihm an, und wir fanden einen wehmütigen Genuß darin, unsere Schmerzgefühle auszutauschen und von der ach! so fernen, lieben Heimat, die uns nun in einem idealen Lichte erschien, zu erzählen. Die geschlossene Seelengemeinschaft wurde dadurch noch befestigt, daß ich aus meinem neuen, für den Eintritt in die Anstalt mir geschenkten Tornister von den darin aufgespeicherten sechs großen Pfundäpfeln einen mit dem neuen Genossen teilte; so schlossen die Leidensgefährten,

jeder seine Hälfte verspeisend, Freundschaft. Gedanke ich dieser ersten auf der Waisenanstalt zugebrachten Tage, so ist mir's immer, als ob der süße Duft der Pfundäpfel, vermischt mit dem kräftigen Geruch des frischen Leders meines damaligen Tornisters, mir in die Nase stiege.

Nun erfolgte die Einkleidung, zu welchem Zwecke wir von einem älteren Waisenknaben dem Hausverwalter, einem mürrischen, polternden Herrn mit einer kreischenden Stimme, zugeführt wurden. Er hieß Günther, wurde aber im Hallischen Dialekt mit der bekannten sächsischen Lautverschiebung Herr „Kinder“ genannt. Die Einkleidung erfolgte in der in dem gleichen Flügel, wo die Waisenanstalt lag, befindlichen Montierkammer; sie wurde die Wechselung genannt, weil hier jeden Sonnabend die Wäsche gewechselt wurde. Jeder Neueinzukleidende erhielt hier seine Montierungsnummer, mit der alle seine Kleidungsstücke bezeichnet wurden. Sehr bequem war nun die Uniform keineswegs, und sehr kleidsam war sie auch nicht; denn zu Stutzern sollten wir nicht erzogen werden. Sie bestand damals aus einem langen Rock von grobem, schwarzem Tuch, der mit Messingknöpfen in einfacher Reihe besetzt war, einer Weste aus einem sehr festen braunen Gewebe und weiten grauen Beinkleidern von Militärtuch. Die Fußbekleidung setzte sich zusammen aus kurzen gewebten Strümpfen von rauhem Wollstoff und schweren Schnallenschuhen. Das Hauptzierte ein unförmlicher Cylinderhut, der aber nur bei einem Gange in die Stadt getragen wurde; innerhalb der Anstalt erschienen wir bei jeder Gelegenheit bar-

häuptig. Diese Kleidung wurde gleichmäßig Winter und Sommer getragen, nur traten in der letzteren Jahreszeit an die Stelle der schweren Beinkleider solche von leichtem weißem Leinen; das Waschen dieser letzteren hatten wir selbst zu besorgen. Ein paar Jahre später erfuhr übrigens unsere Uniform eine wesentliche Umgestaltung. Die bisherige stolze, aber doch recht unkindliche Behauptung wurde durch eine kleidzamere Mütze von schwarzem Stoff mit breitem Deckel nach dem Muster der damaligen Soldatenmützen ersetzt. War durch diese Änderung der Uniform eine gewisse Annäherung an das Militär bewirkt, so erfolgte andererseits wieder eine Entfernung von demselben dadurch, daß an die Stelle der blanken Metallknöpfe überspinnene traten. Auch die hellen Waschbeinkleider verschwanden und machten Beinkleidern von einem leichteren dunkleren, des Waschens nicht bedürftigen Stoff Platz, und die unbequemen und unpraktischen Schnallenschuhe wurden durch Stiefel mit halbhohen Schäften ersetzt.

Nach der Einkleidung erfolgte die Aufnahmeprüfung. Wir waren etwa ein Dutzend Prüflinge. Gefordert wurde in erster Linie von allen ein schriftlicher Lebenslauf. Da traten denn zum Teil ganz wunderliche Kunstwerke zu Tage, die dem prüfenden Lehrer ein Kopfschütteln oder Lächeln abnötigten. Ein neben mir sitzender Prüfling lieferte eine vielversprechende Stilprobe, die ungefähr folgendermaßen lautete: „Ich (Name) war geboren zu (Geburtsort) am (Datum). Mein Vater war ein Schuhmacher gewesen, aber er war schon lange gestorben. Ich

war einmal sehr krank gewesen, aber ich war wieder gesund geworden. Ich war in das Waisenhaus zu Halle geschickt worden, aber meine Mutter war nicht dabei gewesen, weil sie kein Geld hatte usw.“ Natürlich wurde dieses rührende Schriftstück durch eine Fülle orthographischer Wunderlichkeiten noch anziehender gemacht.

Das Ergebnis der Prüfung war für mich wie die meisten anderen Prüflinge ziemlich niederschmetternd. Ich hatte in der zweiten Klasse einer dreiklassigen Stadtschule gelesen; hier wurde ich in die siebente Klasse, von oben gerechnet, oder in die vierte Klasse, von unten gerechnet, eingestellt. Für eine höhere Klasse erachtete man mich, weil ich noch nicht in die Geheimnisse des Bruchrechnens eingeführt war, nicht geeignet. Einige von meinen Mitprüflingen wurden noch tiefer gesetzt, wenige erreichten ein höheres Ziel.

Nach der Prüfung mußten wir uns zur Arbeitsstunde oder, wie es damals hieß, zur Studierstunde niedersetzen. Da wir noch keine Schularbeiten zu erledigen hatten, so bestand die uns zugewiesene Aufgabe im Studieren der Gesetze. Ich nahm es mit dieser Arbeit, auf deren Wichtigkeit mich schon Freund Eugen in scherzhafter Weise hingewiesen hatte, wirklich ernst, geriet aber dabei in einige Verlegenheit, insofern einige dieser Gesetze durch ihre geschraubte Form mich verblüfften oder selbst über mein Verständnis hinausgingen. Nur mit Mühe arbeitete ich mich z. B. durch folgenden Schachtelsatz: „Sobald nach dem mit der an dem Schülerhause befindlichen Glocke gegebenen Zeichen der Speisesaal geöffnet

wird, hat sich ein jeder Zögling still und ohne ungestümes Vordrängen an den ihm von dem wohlhabenden Spezialaufseher zugewiesenen Platz zu begeben.“ Kopfschütteln machte mir auch die folgende Bestimmung: „Wer einen seinen Verhältnissen nicht entsprechenden Aufwand macht, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er als ein solcher angesehen wird, der Dürftigeren Platz machen muß.“ Hier war es namentlich die in den Schlussworten liegende verbülmte Andeutung des Entlassenwerdens, die über mein unentwickeltes logisches Vermögen hinausging; ich blieb anfänglich dabei stehen, den Ausdruck „Platz machen“ wörtlich zu nehmen.

Am Nachmittage dieses Tages kehrten die beurlaubt gewesenen Zöglinge in die Anstalt zurück; mit dem beschaulichen Leben auf den großen, bis dahin verödeten Zimmern war es nun vorbei. Wir Neulinge bildeten den Gegenstand neugierigen Ausfragens, bei denen es natürlich von seiten der älteren Zöglinge, die uns ihr Übergewicht an Alter und Erfahrung fühlen lassen wollten, an Hänseleien nicht fehlte. Dabei gab es auch wunderliche Mißverständnisse. Als ich auf die Frage, was mein Vater gewesen sei, die Antwort gegeben hatte: „Rentmeister“, erhob sich bei den Umstehenden ein Schütteln des Kopfes; einer aber, der klüger sein wollte als die übrigen, sprach die kühne Vermutung aus, das müsse wohl so eine Art höherer Fleischermeister sein; er hatte nämlich „Rindmeister“ verstanden.

Sämtliche Tornister mußten abgegeben werden und wurden von Herrn R. in einem besonderen neben der

sogenannten kleinen Klasse gelegenen und stets sorgfältig verschlossen gehaltenen Zimmer, das die Buchbinderstube genannt wurde, untergebracht; dort sollten sie bis zum nächsten Feriengebrauch in sicherem Frieden ruhen. Auch ich sah meinen geliebten funkelneuen Tornister mit Wehmut in dem genannten geheimnisvollen Raume verschwinden.

Am nächsten Tage begann der Unterricht. An diesem Tage hatte ich auch die Freude, bei Gelegenheit des Ganges zum Mittagessen Freund Eugen wiederzusehen. Er brachte mir mit Grüßen aus der Heimat einen Brief von meiner Mutter, bei dessen Überreichung er mir scharf in die Augen sah. „Na ja“, meinte er, „ich habe es ja gleich gesagt, daß du ekliges Heimweh kriegen würdest. Daß du es noch hast, sieht man dir ja schon an der Nase an. Na, nur Mut! Es wird schon vorübergehen.“